

Man sieht  
 nur mit dem *Herzen* gut.  
 Das Wesentliche ist für die  
*Augen*  
 unsichtbar. [Antoine de Saint-Exupéry]

Von Thomas Marti

Am 16. Februar 1937 wird Jewgenija Semjonowna Ginsburg in Moskau verhaftet. Der studierten Pädagogin, Journalistin und Professorin für die Geschichte der KPdSU an der Universität Kasan werden Kontakte zu den Trotzisten und damit staatsfeindliche Agitation vorgeworfen. Bereits einige Tage zuvor wird sie aus der kommunistischen Partei ausgeschlossen und ihr jegliche berufliche Tätigkeit verboten. Nun folgen Folterungen und Verhöre ohne Ende. Tagelang, wochenlang versucht man die Frau durch Schlafentzug und Gewaltandrohung zu brechen und sie zu Geständnissen zu zwingen. Erfolglos. Am 1. August wird Ginsburg zu zehn Jahren Isolationshaft verurteilt, es werden ihr sämtliche bürgerlichen Rechte aberkannt und ihr ganzes private Eigentum wird konfisziert. Dann wird Ginsburg ins berüchtigte und gefürchtete Gefängnis von Jaroslaw verlegt, wo sie bei absoluter Dunkelheit im vierten Untergeschoß eingekerkert wird. Nackt und bekleidet nur mit einem Mantel, die ungeheizte Zelle gerade groß genug zum Stehen oder Kauern und von Ratten bevölkert, verbringt Ginsburg hier zwei Jahre ihres Lebens. Immer wieder wird sie brutalen Verhören unterzogen. Dann wird das Urteil in zehn Jahre Lagerhaft im Nordosten Sibiriens umgewandelt. 1939 folgt dann der Transport in Viehwaggons quer durch Sibirien. Gute 10.000 km lang ist diese Fahrt, die Waggons vollgestopft mit Gefangenen. Krankheiten brechen aus, ständiger Hunger, Kälte, Fäkalien- und Leichengestank, Schikanen, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit beherrschen das

Leben der Menschen auf dieser Reise in die sichere Hölle. Viele der Gefangenen überleben diese Fahrt nicht. Jewgenija Ginsburg hält durch, ihr wichtigster Notvorrat sind ungezählte Gedichte russischer Dichter, die sie immer wieder laut rezitiert und die für sie selber und ihre Mitgefangenen zur Kraftquelle werden. Das anschließende Lagerleben in Kolyma, die Märsche zur Waldarbeit bei minus 49 Grad Kälte, die brutalen und willkürlichen Strafaktionen bei Unregelmäßigkeiten sind so schrecklich, dass man es sich nicht wirklich vorzustellen vermag. Nach zehn Jahren wird Ginsburg aus der Lagerhaft entlassen, bei gleichzeitiger Verbannung in die ostsibirische Stadt Magadan. Erst 1955 wird sie rehabilitiert und ihr zwei Jahre später eine Rückkehr nach Moskau erlaubt.

Die Erinnerungen an diese fast zwei Jahrzehnte dauernde Gefangenschaft hat Ginsburg auf nahezu 900 Seiten niedergeschrieben in ihren zwei Büchern „*Marschroute eines Lebens*“ (dt. 1967) und „*Gratwanderung*“ (dt. 1979). Heinrich Böll schreibt in seinem Vorwort zum zweiten Band:

„*Obwohl ich einiges über den Archipel GULAG weiß, ließ mein Interesse während der Lektüre nicht einen Augenblick nach, und das mag daran liegen, dass diese erstaunliche Frau den Humor nicht verloren hat, dass er ihr während der Irrfahrten, Transporte, diesen Reisen zwischen einigen Höllen und ein paar hingetupften ‚Himmeln‘ nicht abhanden gekommen ist; das wäre schon Wunder genug. Und ein weiteres Wunder ist – da mag man die Hände über dem Kopf zusammenschlagen – dass sie ihre Kraft*

*und ihre Stärke, ihren Überlebenswillen auch in den aussichtslosesten Situationen der Poesie verdankt. Sobald sie auch nur ein wenig Ruhe hat, atmen kann, sitzen, liegen, aufatmen kann, kommen ihr Verse in den Sinn und über die Lippen: Achmatowa, Pasternak, Mandelstam, auch Romane, Erzählungen, Literatur, also alles, was eine Russin ihrer Zeit einfach bei sich hat; ein Besitz, der nicht konfisziert werden kann, der alle Filzungen übersteht: Literatur, die sich schon in „Marschroute eines Lebens“ als lebensnotwendig erwies. Zerlumpt, entkräftet, gedemütigt, Bäume fallend bei 49 Grad Kälte (erst bei 50 Grad minus durften die Häftlinge in ihren Baracken bleiben, und es gab heftige Auseinandersetzungen am Thermometer mit den Posten!) und abends in der Baracke, wo es doch ums Elementare, um Suppe, Brot, Wärme, Trockenheit gehen sollte – Gedichte!“*

Soviel zur unglaublichen Geschichte der Jewgenija Ginsburg.

### „Die Kraft aus der Krise“

Vor mir liegt die neuste Ausgabe von DIE ZEIT (5.11.2015) mit der Titelgeschichte unter obigem Thema. Der Autor Ulrich Schnabel stellt einleitend fest: „*Während die einen [Menschen] an Schicksalsschlägen zerbrechen, wachsen andere daran*“ und fragt dann: „*Was ist deren Geheimnis?*“. Aufhänger für die Titelgeschichte ist das Attentat von Mitte Oktober auf Henriette Reker, Kandidatin für die Kölner Oberbürgermeisterwahl. Reker hatte sich für die Unterbringung von Flüchtlingen engagiert, wogegen ein Anhänger einer rechtsextremen Bewegung ein „Zeichen setzen“ wollte und Reker mit einem in einem Bund Rosen versteckten Messer am Hals lebensgefährlich verletzte. Als Reker kurz darauf zur Oberbürgermeisterin gewählt wurde, nahm sie die Wahl von ihrem Krankhausbett auf der Intensivstation aus an. Henriette Reker ließ sich nicht einschüchtern und ist so zur Ikone des Widerstands in der Krise und des „Trotzdem“ geworden.

Dieses Attentat gehört als „Fall“ zur gegenwärtigen Symptomgeschichte. Dazu gehört die Krise der Europäischen Union als unmittelbare Folge der Flüchtlingsströme, der Bankenkrise und der

Griechenland-Krise, dazu gehören die Krise der Koalitionsparteien in Berlin, ebenfalls die Politikverdrossenheit vieler Wut- und Hassbürger sowie der europaweite Rechtsruch und das Wiederaufleben nationalistischen Gedankenguts, weiter die Sinnkrise in der Christenheit und die Angst vor dem Islam, die Verunsicherungen in Erziehungs- und Bildungsfragen, die Klimakrise, die Energiekrise, die Hungerkatastrophen in Afrika, überhaupt die Krise des Ökosystems Erde, dann der Krieg in Syrien, der Konflikt in der Ukraine und mit Russland, die amoralischen Vorfälle bei VW, beim Weltfußballverband FIFA, im Vatikan – die Aufzählung ist deprimierend und fast unerträglich lang. Wo ist hier noch Hoffnung? Zu diesen mehr kollektiven Krisen kommen ungezählt viele namenlose Einzelschicksale: von Holocaust-Überlebenden und von Kriegsveteranen aus Afghanistan, Israel, dem Irak, Syrien, von Überlebenden von Terroranschlägen, Entführungen, Verfolgungen, Naturkatastrophen oder Kriegsereignissen. Viele persönliche Schicksalsschläge heißen auch einfach nur Scheidung, Tod eines geliebten Menschen, Kündigung des Arbeitsplatzes, Diagnose einer tödlich verlaufenden Krankheit. Immer wieder zerbrechen Menschen an solchen Ereignissen und leiden ihr Leben lang an Traumata – immer wieder aber gibt es auch Menschen, die an der Krise wachsen und aus ihr Kraft schöpfen. Wie erträgt man die gegenwärtigen Krisensituationen? Sind diese auch eine Chance? \*

Der Begriff der Stunde, so Schnabel in DIE ZEIT, heißt „Resilienz“, Widerstandskraft. Der Begriff stammt ursprünglich aus der Materialkunde und bezeichnet hier die Belastbarkeit und Spannkraft eines Werkstoffes. Seit einiger Zeit wird der Begriff aber auch auf die psychische Belastbarkeit und Stärke von Menschen angewendet, Krisen zu bewältigen und aus ihnen unbeschadet oder sogar gestärkt hervorzugehen. Woher nehmen Menschen in Krisensituationen die Kraft zum „Trotzdem“? Seit Emmy Werner 1955 ihre Langzeitstudien an Kindern,

Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf Kauai (Hawaii) begann, hat die Resilienzforschung viele Erkenntnisse gewonnen, die erahnen lassen, welches die Quellen der Resilienz sein könnten, und besonders welches die Risiken sind, unter denen sich die Widerstandskraft nur erschwert entfalten kann. Zu letzteren gehören bei Kindern und Jugendlichen beispielsweise chronische materielle Armut oder soziale Verwahrlosung, etwa durch psychische Erkrankungen oder Drogenabhängigkeit der Eltern. Als protektive Faktoren für einen gesunden Entwicklungsverlauf haben sich verlässliche, menschlich kompetente Beziehungen herausgestellt, die von verbindlicher Zuwendung und damit von Vertrauen gekennzeichnet sind. Erlebte und authentisch vorgelebte religiöse Grundüberzeugungen (gleichgültig welcher Konfession) haben ebenfalls eine schützende Funktion und stärken nicht nur das Grundvertrauen in das eigene Leben, sondern tragen auch zu einem positiven Selbstbild bei und zum Gefühl „ich schaffe das“. Kognitive Fähigkeiten oder andere besondere Begabungen, das Geschlecht, das Temperament oder die Kreativität sind nicht nebensächlich, scheinen jedoch keine primäre Schutzfunktion zu besitzen, können aber gegenüber Gefährdungen besonders im Jugendalter eine kompensatorische oder regulierende Funktion bekommen. Für kleinere Kinder spielen kognitive Fähigkeiten kaum eine Rolle, da sie zur Hauptsache in einem emotionalen Bezug zur sozialen Umwelt stehen (Marti 2014).

Eine wesentliche Erkenntnis der bisherigen Resilienzforschung ist, dass Widerstandskraft nicht eine Eigenschaft ist, die ein Mensch besitzt, so wie man etwa mit durchtrainierten Muskeln ausgestattet ist. Resilienz ist vielmehr eine *Fähigkeit*, Widerstandskraft in Notsituationen zu *entwickeln*. Aus diesem Grund lässt sich Resilienz auch nicht trainieren, um sie in Krisensituationen zur Verfügung zu haben. Dazu Schnabel in DIE ZEIT: „*Ein ‚Teflon-Ich‘, an dem alle Unbilden des Lebens abperlen, funktioniert nur in der Fantasie*

*von Hollywood. Im wirklichen Leben dagegen sind wir alle verletzlich, durchleben bei Unfällen, Arbeitslosigkeit oder dem Verlust geliebter Menschen unweigerlich Angst, Trauer oder Selbstzweifel. Resiliente Menschen können diese Gefühle lediglich besser bewältigen; auseinandersetzen müssen sie sich damit wie alle andern auch“.* Daraus ergibt sich, so Schnabel, weiter: *... trotz mannigfaltiger Erkenntnisse ist die zentrale Frage der Resilienzforschung noch immer ungelöst: Wie lässt sich prognostizieren, ob ein bestimmter Mensch resilient ist oder nicht? Daran beisst sich die Wissenschaft bislang die Zähne aus. Wie jemand eine Krisensituation letztlich bewältigt, kann man mit Bestimmtheit erst nach der Krise sagen. Der eine rutscht trotz Familie, Wohlstand und Kirchenchor in eine tiefe Depression; der andere hat weder Geld noch Glaube oder Geschwister und schwingt sich dennoch auf wie Phönix aus der Asche. Wissenschaftlich ausgedrückt: Der ‚prädikative Wert‘ all der ermittelten Resilienzfaktoren ist erschreckend niedrig. ‚Das sind eben nur Daumenregeln‘, sagt der Psychiater und Hirnforscher Henrik Walter, ‚und wie alle Daumenregeln treffen sie mal zu – und mal nicht. Wir wissen nur nicht warum“.*

Die Resilienz des Menschen bleibt also weiterhin ein Rätsel, ein Geheimnis. Daran wird auch die Erforschung der Gene oder der neuronalen Verknüpfungen im Gehirn des Menschen nichts ändern. Es verhält sich mit der Resilienz ähnlich wie mit dem Begriff der Gesundheit, die von der Salutogeneseforschung auch nur quasi in ihrer Negativform als „Abwesenheit von Krankheit“ erfasst werden kann. Krankheiten lassen sich diagnostizieren, z.B. mit Hilfe von Labordaten, Röntgenbildern oder anderen Untersuchungen, und einem bestimmten Krankheitsbild zuordnen. Der kranke Mensch wird dadurch als Patient zum „Fall“. Gesundheit dagegen kennt ihrem Wesen nach nichts normativ Typisches, das als Zustand empirisch festgestellt werden kann, sie ist so vielfältig wie die Menschen vielfältig – und individuell sind. Wie Aaron Antonovsky, der Begründer der Salutogenese, dargestellt hat, ist Gesundheit kein feststellbarer Zustand, sondern ein individuelles und

\* Der vorliegende Beitrag ist am Vorabend zu den Terroranschlägen in Paris fertig gestellt worden.

dynamisches Geschehen, das in seinem Verlauf – ähnlich der Resilienz in Krisensituationen – erst im Nachhinein als Fähigkeit zur Genesung und Heilung darstellbar ist. Sicher prognostizieren lässt sich aus der vergangenen Lebensgeschichte nichts.

Es ist offensichtlich, dass die Salutogenese- und Resilienzforschung mit den Methoden nach dem Vorbild der naturwissenschaftlichen Forschung an grundlegende Grenzen stößt. Als solche formuliert sie Hypothesen, erhebt die für ihre Falsifizierung erforderlichen Daten, analysiert diese, untersucht Korrelationen und Trends, sucht nach statistischer Signifikanz, modelliert die Befunde und versucht, aus den erhobenen Einzelfällen zu allgemeingültigen Aussagen mit prognostischem Wert zu kommen. Bestenfalls ergeben sich aus solcher Forschung „Daumenregeln“, das „Gesetz“ (oder das Wesen) des individuellen Menschen wird sich aber durch diese Forschung nie finden lassen – aus ganz prinzipiellen Gründen.

### **Grenzerfahrungen und Schwellenerlebnisse**

Trotz dieser grundsätzlichen Einwände weisen die Ergebnisse der Resilienz- und Salutogeneseforschung doch in eine Richtung, in der das Rätsel der Gesundheit und der Widerstandskraft verborgen ist. Es sind im Wesentlichen drei Aspekte, die sich im Anschluss an die bisherige Forschung ergeben:

(1) Gesundheit und Resilienz sind keine natürlichen Eigenschaften des Menschen. Das Vertrauen in sich selbst wie in das von Mitmenschen, das Erfahren von tragender Fürsorge, Zuwendung und Liebe, das Vertrauen in die Bedeutung und Sinnhaftigkeit des Lebens (die sich etwa aus religiösen Grundüberzeugungen oder der Erfahrung von „Höherem“ ergibt), sind alles Wirklichkeiten, die man als *geistige* Realitäten bezeichnen muss. Sie können nicht anders als durch ein *individuelles Ich im Zwischenraum zum Du und der Welt* erfahren werden. Das ist eine real erfahrbare Wirklichkeit, die der Naturforschung am Menschen ein

Mysterium bleiben muss.

(2) Aus der genannten Forschung ergibt sich weiter, dass Resilienz und Gesundheit eines Menschen erst im Nachhinein als solche bewertbar werden, also erst nachdem eine Krise oder Krankheit durchlebt und überwunden ist. Es verhält sich mit der Resilienz und der Gesundheit ähnlich wie mit einem Pflanzensamen: An ihm ist vorerst überhaupt nicht feststellbar, ob er keimfähig ist oder nicht, es muss abgewartet werden, ob er sich unter günstigen Bedingungen „bewährt“, regt und auszukeimen vermag. Mit anderen Worten: Resilienz und Gesundheit haben *keimhaften*, und das heißt auch *zukünftigen* Charakter. Resilienz und Gesundheit sind eine Disposition zur Empfänglichkeit von Zukünftigem oder von In-die-Zukunft-Führendem.

(3) Resilienz und Gesundheit entfalten sich ganz offensichtlich nicht an den satten und positiv förderlichen Lebensumständen, sondern wenn diese nicht mehr gegeben sind: in der Krise, während einer Erkrankung. Sie sind eine *„Kraft aus der Krise“*. In der Krise, wenn die Selbstverständlichkeiten des Lebens durchbrochen und zerrüttet sind, meldet sich offenbar im Menschen etwas, das im Alltag des Bekannten, der Gewohnheiten und Routinen wie verdeckt ist und was man ein „Höchstes“, „Heiligstes“ „Tiefstes“ oder den *„eigentlichen Kern des Individuellen im Menschen“* nennen kann. Dieses ist der Träger und die Quelle von Idealen, von Mut und Unerschrockenheit. Aus ihm entspringt das Vertrauen und die Suche nach dem Sinn des eigenen Lebens. Dieses Etwas ist auch Quelle und Träger der Menschenwürde. Die Menschenwürde, so sagt man etwa, ist nicht verhandelbar, sie ist auch unantastbar und unverletzlich. Letztlich ist dieser Kern auch zeitlos, unsterblich. Wie unzählig viele Beispiele zeigen, hängt die Menschenwürde nicht am irdischen Leben, sondern umgekehrt: Das Leben hängt an der Würde, am individuellen Wesenskern eines Menschen. Das Leben der Jewgenija Ginsburg gehört für mich zu den eindrucklichsten Belegen für diesen Sachverhalt.

### **Biologisch oder wesensgemäß?**

An dieser Stelle mute ich meinen Lesern einen weiten Sprung zu, vom Menschen in die Welt der Honigbienen. Das ist nur auf den ersten Blick ein anderes Thema als das vorangehende, ist mit diesem aber eng verwandt. Denn auch die Bienen befinden sich in einer Krise und ihre Resilienz und Gesundheit ist erheblich beeinträchtigt. Was etwa unter dem Schlagwort „Bienensterben“ kursiert und an das „Waldsterben“ der 1980er-Jahre oder an die globalen Ausmaße des Klimawandels mit apokalyptisch anmutenden Prognosen erinnert, nimmt sich in Wirklichkeit als ein gravierender gesundheitlicher Verlust, als Rückgang der Fähigkeit der Honigbienen aus, mit den vielen schädlichen Auswirkungen der menschlichen Zivilisation zurecht zu kommen. Die Krise der Honigbienen entspringt uns Menschen und ist die Folge unserer ausgelebten Interessen und Machenschaften mit allen ihnen zugrunde liegenden Einstellungen und Haltungen. Die Krise der Honigbienen ist Ausdruck der Krise, in der wir Menschen selber stecken. Deshalb kann die kränkende Schwächung der Bienen auch nur von uns Menschen wieder geheilt werden (s.a. RUNDBRIEF Nr. 84/2010).

Spätestens mit dem Beginn der industrialisierten Landwirtschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts, den sich ausbreitenden Monokulturen samt den sie begleitenden „Schädlingen“ ist die ökonomische Nutzungsabsicht dominant geworden und hat den pflügerischen Umgang mit dem Boden, dem Wasser, den Pflanzen und Tieren sowie der Landschaft in den Hintergrund gedrängt. Was die Natur aus eigener Kraft nicht zu leisten vermochte, wurde mit künstlich hergestellten Düngemitteln erzwungen und die Bedrohung der Erträge durch Schädlinge mit chemischen Kampfstoffen beseitigt. Die Honigbienen haben diesen Beeinträchtigungen mit ihrer großen Vitalität sehr lange standgehalten, bis Ende des 20. Jahrhunderts die Anzeichen

unübersehbar und erkennbar wurden, dass das erträgliche Maß jetzt auch bei ihnen überschritten ist. Dazu gehört, dass auch die gängige Imkerpraxis selber ihren Beitrag leistete, indem die Züchtungen auf immer mehr Honigertrag ausgelegt wurden sowie auf eine möglichst praktische Bewirtschaftung der Bienenvölker. Dazu zählen u.a. die Selektion auf Schwarmträgheit sowie auf Sanftmütigkeit („Stechunlust“) der Bienen. In der konventionellen Imkerei sind dies bis heute die Hauptkriterien der Völkerführung geblieben, sie gehören zum Grundbestand von Ausbildung und Fortbildung. Die ökonomisch ausgerichtete Imkerei ist nach wie vor das erklärte Ziel auch sehr vieler Klein- oder Hobbyimker.

Seit das „Bienensterben“ im Bewusstsein der Öffentlichkeit angekommen ist, gibt es glücklicherweise auch immer mehr Imker, die ihre Bienen unter ökologischen Aspekten pflegen und beispielsweise auf den Einsatz von Antibiotika oder synthetischen Arzneimitteln verzichten, möglichst naturbelassene Materialien verwenden, keine künstliche Besamung der Königinnen durchführen, das Schwärmen der Bienenvölker nur moderat verhindern, die Bienen mit möglichst viel eigenem Honig überwintern und Standorte in einer stark belasteten Umgebung vermeiden. Wer mit seiner Imkerei bestimmte Richtlinien verfolgt und zertifiziert ist, darf seinen Honig als Bio-Honig vertreiben (z.B. Bio-Suisse, Demeter).

Was führt zu solchen ökologischen Methoden der Bienenhaltung? In erster Linie ist es die Absicht, die Ökologie und die Biologie der Bienen zu berücksichtigen und möglichst alles zu unterlassen, was eine gesunde Entwicklung der Tiere beeinträchtigen kann. Das ist eine erfreuliche Entwicklung, da jetzt nicht mehr allein die Interessen des Imkers im Zentrum steht, sondern ebenso die Ansprüche der Bienen.

Die anthroposophisch ausgerichtete Demeter-Imkerei geht nun noch einen entscheidenden Schritt weiter. Zwar gibt es auch hier bestimmte Richtlinien, welche die Kontrolle und damit „Bio“ gewähr-

leisten. Das ist aber gewissermaßen nur eine äußere oder technische Seite. Darüber hinaus ist für die Demeter-Imker begleitend, dass sie neben den ökologischen und biologischen Aspekten auch das *Wesen der Bienen* miteinbeziehen. Die Demeter-Imkerei bezeichnet sich deshalb auch etwa als *wesensgemäße Bienenhaltung*. Entscheidend dabei ist, dass der Imker die Bienen nicht nur nach ökologischen und biologischen Kriterien behandelt, sondern den Umgang auch aus einer *bewussten Beziehung* mit ihnen gestaltet. Das ist keine Gefühlsduselei oder Naturschwärmerei, die z.B. das Denken ausschalten und ein genaues Wahrnehmen und Beobachten der Bienen sowie eine fundierte Kenntnis ihrer Lebensvorgänge ausschließen würde. Im Gegenteil: wahrnehmende und verständige Zuwendung sind geradezu in intensiverer und gesteigerter Weise gefordert. Verbindet sich diese Art der wachen und bewussten Zuwendung mit der Fähigkeit zur seelischen Beteiligung, kann dies zu Erkenntnissen über die Bienen führen, die weit über die bloßen Kenntnisse der Bienenbiologie und ein nur praktisches Management hinausgehen.

### ***Vom äußeren Bild zur Imagination***

Ich versuche das eben Gesagte an einem Beispiel zu verdeutlichen: An einem sonnigen und schon warmen Spätfrühlingstag lässt sich auf dem Flugbrett das rege und emsige Ein- und Ausfliegen der Bienen erleben. Ununterbrochen erscheinen Bienen am Flugloch und erheben sich sogleich in luftige Höhen und verschwinden dem beobachtenden Auge im hellen Sonnenlicht. Ebenso landen ständig Bienen auf dem Flugbrett und verschwinden behände im Innern ihres Stockes. Und überall in den blühenden Obstbäumen und auf den mit Löwenzahn übersäten Wiesen wimmelt, wuselt und summt es von Tausenden von Bienen, und sichtlich schwer beladen kehren sie mit Nektar oder Pollenhöschen zu ihrem Stock zurück, um alsbald erneut an ihren Sammelort

zurückzukehren. Seit den Forschungen von Karl v. Frisch und Martin Landauer wissen wir, dass die Bienen sich an der Sonne orientieren, um den Weg zu ihren Trachtquellen und zurück nach Hause zu finden. Und durch die Forschungen von Thomas Seeley wissen wir auch, dass die Bienen ein ständig aktuelles Wissen davon haben, wo und wann irgendwo in ihrem Umkreis etwas blüht. Aus gezielten Beobachtungen weiß man auch, dass die Bienen bis zu 6 km und weiter fliegen, um Nektar oder Blütenstaub zu sammeln. Das ist eine Fläche von weit mehr als 100 km<sup>2</sup>, auf der ein Bienenvolk sammelnd unterwegs ist. Aber die Bienen sammeln nicht nur Nektar und Pollen für den Eigenbedarf, eine mindestens so wichtige Aufgabe liegt im Bestäuben und Befruchten der Blüten, die sie beim Sammeln besuchen. Was geschieht dabei? Durch das Bestäuben der Blüten wird die Fruchtentwicklung z.B. von Kirschen oder Äpfeln angestoßen, der Vorgang der Fruchtbildung wird impulsiert, wodurch die Pflanzen (hier die blühenden Fruchtbäume) erst zur Kulmination ihrer Entwicklung kommen und später auch Samen ausbilden können. Ohne die befruchtende Tätigkeit dieser Insekten würde sich das Pflanzenleben in der Blüte erschöpfen. Und so wie sich die Blüte mit ihrer Farbigekeit und dem Duft im Licht und im Luftigen manifestiert, so ist der Prozess der Fruchtbildung ein eigentlicher Wärmevorgang: Je mehr Wärme der Frucht bei ihrer Reife zukommt, desto charakteristischer, würziger und süßer wird sie werden. An diesem Vorgang ist die Honigbiene ganz wesentlich als Impulsgeber oder Initiator beteiligt. Und wenn man sich dann am Abend nochmals am Bienenstand aufhält und wir vor dem Flugloch den warmen und würzigen Duft von Honig und Wachs wahrnehmen, dann kann man erleben, dass es die ganze blühende Landschaft ist, die einem hier in konzentrierter Form entgegenduftet. So kann in einem das Bild der *Biene als einem Licht- und Wärmewesen* entstehen, das sich am Tag und während des Sommers mit der äußeren Wärme und dem Sonnenlicht verbindet, sich

weitert und ausdehnt und sich, sozusagen homöopathisch verdünnt, über die ganze blühende Landschaft verteilt, um sich dann nachts und im Winter wieder zurückzuziehen und sich in der festen und geschlossenen Bienenbehausung zu konzentrieren. Das ist wie ein täglicher und jahreszeitlicher Atmungsvorgang: einatmen und ausatmen, sich ausdehnen und zusammenziehen, sich weiten und engen, Zentrum und Umkreis.

Was ich hier einen Atmungsvorgang nenne, ist kein biologischer Begriff, der den Prozess des Gasaustausches meint. Es ist auch keine Analogie oder metaphorische Übertragung (wie etwa beim Kamel als „Wüstenschiff“). Vielmehr handelt es sich hier um eine *Imagination* im Sinne eines Bildes, das aus der verinnerlichten Zuwendung zu einer Sache hervorgeht. Die Wortbezeichnung „Atmung“ ist hier nebensächlich und nur ein Behelf, sie hat mit dem erfahrenen *Bildinhalt* nichts zu tun. Dieser *Bildinhalt* ergibt sich aus der diskursiven Erzählung von äußerlich Erfah- und Erlebbarem und ihrer Verdichtung zu einer inneren Anschauung. Im Gegensatz zu einer bloß reproduktiven Abbildung handelt es sich bei einer Imagination um ein produktives Hervorbringen von inneren Bildern. Der Philosoph Immanuel Kant hat dies die „*produktive Einbildungskraft*“ genannt, und Hegel umschrieb sie als „*das Hervorgehen der Bilder aus der eigenen Innerlichkeit des Ich*“ (Eisler 1904). Goethe schließlich forderte in seinem Aufsatz über die „*Bildung und Umbildung organischer Naturen*“ von 1817: „... wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele mit dem sie uns vorgeht“. Und ähnlich Steiner (1910; 342): „*Die imaginative Welt ist ein unruhiges Gebiet. Es ist überall nur Beweglichkeit, Verwandlung in ihr; nirgends sind Ruhepunkte*“. Dies deutet darauf hin, dass Imaginationen nicht eingerahmten fertigen Bildern gleichkommen, sondern sich in ständiger Veränderung und Entwicklung befinden. Imaginationen sind lebendige Bilder.

Was bedeutet dieser imaginative und

meditative, von gelassener Empfänglichkeit geprägte Zugang nun für den Umgang mit den Honigbienen? Wenn die Bienen als Licht- und Wärmewesen angeschaut werden, die in einem „atmenden“ Verhältnis zu ihrer Welt leben, dann hat dies eine Verwandlung der Beziehung des Imkers zu den Bienen zur Folge. Die Bewirtschaftung der Bienen zwecks Honigertrag und Bestäubungsleistung stehen dann nicht mehr im Zentrum, jetzt stehen hier die Maßnahmen, die dem Bienenwesen zu seiner umfassenden Entfaltung verhelfen. Die Honigbiene wird so vom Nutztier zu einem Helfer von Lebensprozessen in der Landschaft, in dessen Dienst sich der Imker stellt. Der geschleuderte Honig und die Obsternte sind dann auch nicht mehr nur der erwirtschaftete Ertrag, sondern bekommen den Charakter eines Geschenkes, das mit Dankbarkeit entgegen genommen werden darf.

Was sich hier am Beispiel der Honigbienen lernen lässt und stellvertretend für unseren Umgang mit der Erde, mit Pflanzen, Tieren und mit uns Menschen gelten darf, bedeutet sowohl eine Horizont- oder Bewusstseinsweiterung wie auch eine Intensivierung unserer Beziehungsfähigkeit. Das Eingehen auf das Wesensgemäße ist aber zur Hauptsache eine Umstülpung unserer Gesinnung und unserer Beziehungen vom bloßen Nutznießer zum Diener. Als Nutznießer sind wir stets auch Macher, weil wir für uns etwas haben wollen. Als Diener dagegen werden wir zum Teilnehmer an übergeordneten Vorgängen, in deren Sinn wir erkennend aktiv werden und handeln. „*Im Einklang mit der Natur*“ heißt es gelegentlich. Wenn dies aber nicht nur eine hübsche Redewendung bleiben und gelingen soll, dann setzt dies voraus, den „Klang“ vernehmen zu lernen, um in Resonanz mit dem Klingenden treten und daraus die angemessenen Handlungsimpulse entfalten zu können. Dann wird alles Praktische nicht nur nützlich, sondern auch wesentlich und zu einer Herzensangelegenheit werden. „*Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar*“. (Saint-Exupéry)

## **Verwandlung des Denkens, Fühlens und Handelns**

Was heißt dies nun im Zusammenhang mit dem ersten Teil dieses Beitrags, insbesondere für den Umgang mit den genannten Krisen?

Von Albert Einstein wird die Äußerung überliefert, dass Probleme niemals durch das Denken gelöst werden können, durch das sie entstanden sind. Wenn wir auf die gegenwärtige und globale Krisensituation in praktisch allen Lebensbereichen schauen und auf die Art der Intelligenz, wie sie sich über Jahrhunderte ausgebildet und in unserer Gegenwart ein Höchstmaß an Ausprägung erreicht hat, dann ist es schwer vorstellbar, dass diese gleiche Intelligenz zur Bewältigung der Krisensituation etwas beitragen kann. Diese Intelligenz ist ja bestens geeignet, die Welt handhabbar und beherrschbar zu machen. Sie hat die Welt aber gleichzeitig auch fraktioniert, uns von ihr abgekoppelt und Beziehungen in jeder Richtung zerstört: Hier das nur Subjektive, Persönliche, auch Egoistische – dort das Objektive, Verfügbare, Beherrschbare. Diese Fraktionierung geht nicht mehr und hat sich als höchst destruktiv erwiesen. Erforderlich sind deshalb Wege zu einer „höheren“ Form von Intelligenz, die das nur äußere Wissen mit einem inneren Wissen um das Wesen der Dinge zu vereinen vermag. Der Physiker C. F. v. Weizsäcker hat dies 1987 eine „*liebende Erkenntnis*“ genannt: Erkenntnis ohne Liebe sei ein Wagnis, denn „*wahre Erkenntnis ist immer liebende Erkenntnis, und wo sie nicht liebt, ist sie nicht wahr*“.

### **Literatur**

- Eisler R. (1904): Lexikon der philosophischen Begriffe, unter: [www.textlog.de](http://www.textlog.de) (abgerufen am 11.11.2015)
- Marti T. (2014): *Salutogenese und Inklusion*. in: Maschke T. & Barth U. (Hrsg): *Inklusion – Vielfalt gestalten*. Ein Praxisbuch. Stuttgart
- Steiner R. (1910): *Die Geheimwissenschaft im Umriss*. Dornach 1925<sup>20</sup>
- von Weizsäcker C. F. (1987): *Die Unschuld der Physiker?* Zürich